Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 53 (1966)
Heft: 4: Fertighäuser

Rubrik: Zeitschriften

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Beziehungen Jan Krugiers zu Zürcher Künstlern, denen er unter Hervorhebung Johannes Ittens, Heinrich Müllers, Otto Morachs, Max und Ernst Gublers für die Anregungen in seiner Zürcher Zeit besonders dankt.
Die Ausstellung selbst war eine Accrochage, bei der zum Teil ausgezeichnete Werke der von Krugier bevorzugten Maler und Bildhauer erschienen, denen er zum Teil bemerkenswerte Einzelausstellungen gewidmet hat: Morandi vor allem und Schlemmer, de Chirico, Alberto Giacometti, Jawlensky, Calder, de Staël. Aber auch Hundertwasser trat bei dem Gastspiel auf, Asger Jorn und Wifredo Lam. Auch den Dada-Pops ist Krugier zugänglich, unter denen Vic Gentils in der variierten Nachfolge Louise Nevelsons auffällt, nicht unbedingt positiv auffällt, denn auch er stürzt sich, wie mir scheint, zu rasch in die geschickte Verwirklichung skurril-effektvoller und aufdringlicher bildnerischer Vorstellungen.
Im ganzen aber war das Qualitätsniveau beträchtlich hoch. Es spricht für den Galerieleiter, der sich in den ersten Rängen der modernen Kunst auskennt. Daß er auch Neues zu zeigen wagt, in Diskussion Stehendes (und auch Abzulehnendes), spricht für sein Interesse an den aktuellen Lebensprozessen, die sich im Feld der Kunst und verwandter Gebiete abspielen. Auf Verbindungen mit Paris ist es wohl zurückzuführen, daß auch ein Maler wie Balthus einbezogen war, der in dieser Umgebung doch ziemlich abfiel.

H. C.

Heinrich Bruppacher – Robert Lienhard – Hans Ulrich Saas
Galerie Läubli
1. bis 19. Februar

Der Winterthurer Bildhauer Robert Lienhard beherrschte gemeinsam mit zwei zur Künstlerschaft dieser gleichen Stadt gehörenden Malern alle Räume der Galerie Läubli in zwei verschiedenen Häusern. Er ging mit seinen vierzehn Bronzeplastiken bis auf das an eine klassische Konzentration der allseitig zu betrachtenden Form erinnernde «Kapitell» zurück und ließ auch bei anderen, die Formenergien zusammendrängenden Werken an Gebautes denken, was die mit «Muro rosso» und ähnlich betitelten Stücke sowie der wuchtig ausgreifende «Schwarze Bau» bestätigten. Die gegenständlichen Assoziationen sind dabei in formale Beziehungen von besonderer Eigenart umgesetzt.
Der älteste der drei Aussteller, der fünfzigjährige, jetzt in Südfrankreich lebende Hans Ulrich Saas zeigte dicht neben einigen Zeichnungen von Lienhard seine zum Teil auf Stoff gemalten Gouachen, die einen diskreten Farbenreichtum entfalten, und sehr subtile Radierungen, die durch prononcierte, in dunkle Töne eingebettete Linien an eingeritzte Reliefs erinnern. Einige Blätter existieren in einer bestimmten Farbkombination jeweils nur einmal. Größere Formate erfüllt Heinrich Bruppacher mit unruhvollem Flächen- und Liniengewirr oder mit tonlich differenziertem Farbengewölk.

E. Br.

Daniel Spörri
City-Galerie
9. Februar bis 5. März

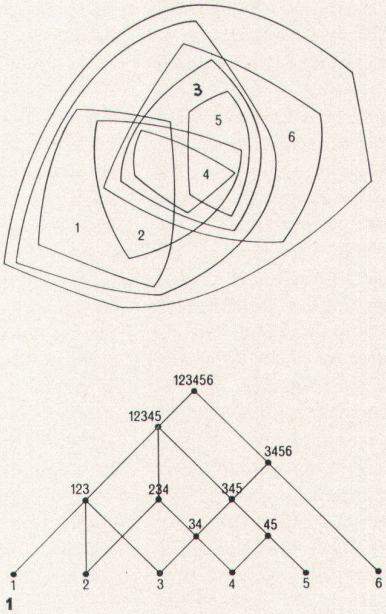
Die City-Galerie macht sich zum Sprachrohr neuer Tendenzen in der Herstellung von optischen Objekten. Ich verzichte darauf, zu sagen, künstlerische Tendenzen, denn was hier gezeigt wird, entstammt zwar dem künstlerischen Trieb; bei der Realisierung scheint aber ein Umstand einzutreten, durch den das entstandene Objekt in eine andere Sphäre verschoben wird. Der Ausstellung ging vor Wochen ein Nachtessen voran, dessen Reste – Teller, Flaschen, Servietten, Eßreste – Spörri auf Tabletten fixierte. Was auf den Tischen horizontal war, hing in der Ausstellung vertikal an den Wänden. Was ist es? Realität, Verwesungsvorgang verewigt? Auf den ersten Blick erscheint es lustig, amüsant, den «verweilenden Augenblick» ins Bewußtsein einpacken zu können. Assoziationen kommen auf: Dada, Schwitters. Schon zieht man peinliche Schlüsse. Was Dada, was Schwitters taten, hatte Stoßkraft, Ziel, Humor und Bitterkeit; wie in einer großen, zornig und triumphierend aufgerissenen Öffnung erschienen neue Möglichkeiten. Und merkwürdigerweise, heute sehen wir es, bestand doch das, was man Balance nennt, in der Dynamik, in den Zusammenhängen, in den Volumen und Tönen, vor allem in der Formung der wenn auch noch so absurden Einfälle, die sich bei aller Radikalität im Felde des Künstlerischen bewegten. Bei Spörri ist wenig davon zu spüren. Das Mittel, mit dem er vor allem arbeitet, ist der Holzhammer. Vordergrund bleibt Vordergrund; die Transformation – die Grundvoraussetzung des künstlerischen Aktes – bleibt aus. Allerdings – höchst altmodisch – tritt an manchen Stellen ein recht sensibler Farbsinn hervor, mit dem Spörri offenbar doch den scheinbar fixierten Zufall korrigiert. Und in anderen realistischen Assemblagen – Collagen aus Schuhspannern oder Werkzeugen und dergleichen – auch ein Sinn für formales Arrangement. Aber auch hier bleibt alles dünn, ja leer. Sind es temporäre Späße oder Grauslichkeiten – dann ohne weiteres ja. Kaufobjekte – obwohl jeder sein Geld ausgeben kann, wie er will – nein. Hier ist ein Punkt berührt, auf den nicht deutlich genug gewiesen werden kann.
In der Nähe des von Spörri und seinen Kameraden gemeinten Realismus steht immer das Surrealistische. Auch in diesem Feld betätigt sich Spörri. Vor allem im Terrain des Grausamen, das eine große Gegend der Kunst sein kann – von Hieronymus Bosch bis zu den Surrealisten der zwanziger und dreißiger Jahre. Aber auch hier ist es der Holzhammer, mit dem Spörri arbeitet, und nicht einmal originell. Man nehme den Katalog zur Hand: die Reproduktion eines surrealistischen Rezeptes, eine schräg in einen primitiven Rahmen befestige Holzmaske und eine Hand mit einem Hackmesser, mit dem die Maske gespalten wird. Daneben im frontalen Photo Daniel Spörri mit wirklich ernsten Augen als bildliches Äquivalent zum surrealistischen Gebilde. Auch hier: weniger unheimlich als leer, nachempfunden!
Im Text des Katalogs erklärt Spörri mit beträchtlichem Aufwand, aber dünner Argumentation seine Fallenbilder, wie er die gefangenen und fixierten Objektzusammenhänge nennt. Hier sieht man: es ist sein Spaß, der – wir stellen es fest – heute bei bestimmten Typen Resonanz (wie mir scheint: Oberflächenresonanz) findet. Aber wie abgestanden! Was Marcel Duchamp mit der Deklaration einer Abortschüssel zum Kunstwerk bezweckte und was für den damaligen Moment echt und wichtig war, hat nach fünfzig Jahren keine Bedeutung mehr, es sei denn, man halte es für angebracht, die Ideen Duchamps, der Dadas und ihrer Verwandten heute unter das Fußvolk zu bringen, das – so sehr es jetzt lachen oder tiefgründig tun mag – auch hier seine Unverläßlichkeit nur zu rasch wieder beweisen wird.

H. C.

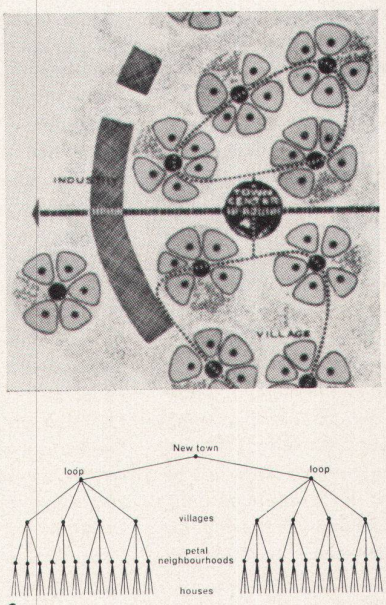
Zeitschriften

Theorie

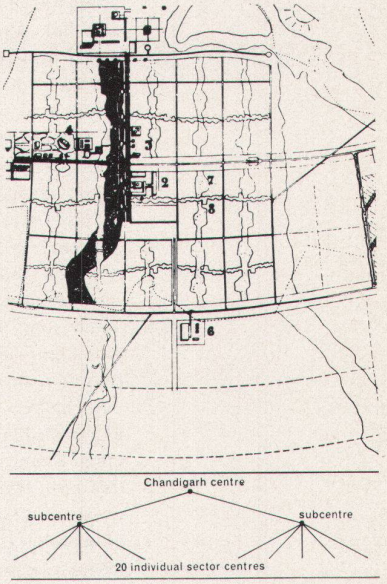
«*aujourd·hui – art et architecture*» (F), Heft 51 vom November 1965, ist ein Le Corbusier gewidmetes Sonderheft der Redaktion von «l'architecture d'aujourd'hui». Die Nummer gibt eine gründliche Dokumentation seines Schaffens, seines «Urbanisme», seiner Arbeiten als Bildhauer und Maler und wiederholt die schon in «l'architecture d'aujourd'hui» (Heft September/November 1965) abgedruckten «témoignages».
Claude Parent und Patrice Goulet unternehmen eine kritische Würdigung der Arbeit Le Corbusiers. Dazu André Bloc:



1



2



3

1
Die in der oberen Bildhälfte skizzierte Struktur erweist sich bei der Auflösung als ein Gitter (unten)

2
Die oben abgebildete New Town (Green Belt Maryland) erweist sich bei der Analyse als ein «Baum» (unten)

3
Auch Le Corbusiers Chandigarh ist ein «Baum»

Aus: Design, Februar 1966

«Le numéro que l'équipe de «l'architecture d'aujourd'hui» livre à ses lecteurs ne constitue pas qu'un simple témoignage d'admiration. Le Corbusier méritait mieux que des appréciations sans esprit critique»... «Il n'acceptait pas aisément la pensée des autres, et c'est pourquoi nous avons tous essayé de respecter très strictement la vérité historique.»

Die Autoren schildern zuerst den geistigen Standort Le Corbusiers: «... (il) s'efforce de rechercher un accord aussi étroit que possible entre l'architecture et le monde de l'époque. Il engage toute sa vie sur le concept de la recherche d'une vérité globale basée sur l'irréfutabilité de la logique.»

Aus der Unkonzilianz seiner Haltung, der dadurch bedingten starken Anfeindung und der Hinderung, seine Ideen an der Verwirklichung zu messen, entsteht ein persönliches Schicksal, das in starkem Maße den Charakter der Theorien beeinflußt. «Pour être convainquante, pour être communicable et transmissible, la doctrine se caractérise par l'esprit de système, la schématisation .. l'extrême.»

«L'expression finale de la doctrine se manifeste en effet par les organisations systématiques des cités.» Dabei zeigt sich: «Il n'y a pas de modification au stade du concept mais uniquement le souci majeur de rassembler, d'ordonner en système dans une quête vers une perfection de nature intellectuelle ...»

Das größte Vergehen an Le Corbusier besteht darin, daß man ihn praktisch bis 1945 daran gehindert hat, zu bauen. So war es ihm nie möglich, seine theoretischen Modelle an der Wirklichkeit zu prüfen und zu korrigieren. Der große Erfolg seiner Schriften aber beeinflußte zahlreiche Nachfolger, die ... «ont pris le schéma pamphlétaire pour une réalité de vie, l'organisation systématique pour l'expression concrète d'un groupement humain, le vocabulaire symbolique pour une solution d'architecture.» Nach 1945, konfrontiert mit einer Welt, in der seine Theorien immer noch gescholten wurden, obwohl sie bereits überholt waren, ist er zu einer Revision nicht in der Lage.

Er nimmt die neuen technischen Möglichkeiten auf und trägt seine unveränderten Grundthesen erneut in die Auseinandersetzung. «Reprise par les autres, sans la présence de la magnification due au talent de Le Corbusier, elle devient grand ensemble: proposition d'avant-garde, mais dans l'optique d'un fallacieux prétexte social; progrès certes, dans la conception de l'organisation et de la prévision, mais appauvrissement architectural si grave que, par dégénérescence de la vie de l'individu, il frise le crime collectif par l'incapacité ou légèreté. Cependant financiers, bureaux d'études et planificateurs tiennent une méthodologie, et espèrent l'appliquer pendant cinquante ans avec certitude et bonne conscience.»

Am Ende können die Verfasser aber die große künstlerische Gestalt Le Corbusiers nicht umgehen: «L'œuvre de l'architecte, bien qu'appartenant depuis longtemps déjà au passé, bien que très contestable dans les derniers travaux, demeure. Elle permettra longtemps à de jeunes architectes de prende leur départ dans l'exercice de leur art sur les bases des relations de maître à disciple.»

«Der Baum meiner Überschrift ist kein Baum mit grünen Blättern. Es ist der Name einer abstrakten Struktur. Ich will ihn einer anderen, komplexeren abstrakten Struktur gegenüberstellen, dem offenen Gitter. Die Stadt ist ein offenes Gitter, und sie ist kein Baum.» Mit dieser Einleitung spannt Christopher Alexander den Gegensatz auf, dem sein Aufsatz gewidmet ist, für den ihm der 1965 Kaufmann International Design Award zugesprochen wurde.

Die Abhandlung findet sich im «*Architectural Forum*» (USA), April und Mai 1965, und im «*Design*» (GB), Februar 66. Alexander verwendet hier wahrscheinlich ein Nebenprodukt der Suche nach dem Systemmodell der Stadt, um eine Problematik der Planung neuer Städte sehr klar und einleuchtend zu akzentuieren. Er schildert an einigen Beispielen das Unbehagen der Fachwelt an den neuen Städten, die er «künstliche Städte» nennt, und führt mehrere Versuche der Planer an, die Qualitäten alter, langsam gewachsener Städte, «natürlicher Städte», zu erhalten oder wiederherzustellen.

Zu oft wenden sich die Planer an die äußere Form und suchen das Erscheinungsbild der lebendigen, «natürlichen» Stadt zu restaurieren. Aber nur die Suche nach dem abstrakten Ordnungsprinzip, das den alten Städten ihr Leben gab, kann eine Lösung bringen. «Sie werden aus meiner Einleitung vermuten, was nach meiner Ansicht dieses Ordnungsprinzip ist. Ich glaube, daß die natürliche

Stadt die Organisation eines offenen Gitters hat. Wenn wir aber eine künstliche Stadt organisieren, organisieren wir sie als Baum.»

Baum und offenes Gitter sind Begriffe für bestimmte Ordnungen, nach denen kleinere Systeme als Elemente eines größeren Systems in Verbindung treten. (Unsere Rezension kann nicht die Beschreibung der Begriffe geben, sondern nur ihre Definition.) «Eine Gruppierung von Mengen formt ein offenes Gitter, wenn und nur wenn zwei sich überschneidende Mengen zur Gruppierung gehören, sowie auch die Mengen der ihnen beiden gemeinsamen Elemente.» «Eine Gruppierung von Mengen bildet einen Baum, wenn und nur wenn von jeden zwei Mengen der Gruppierung entweder die eine vollständig in der anderen enthalten ist oder beide gänzlich getrennt sind.»

Zur Demonstration seiner Behauptung analysiert Alexander einige neue Stadtplanungen: Columbia, Maryland, von Community Research and Development Inc.; Greenbelt, Maryland, von Clarence Stein; den Greater London Plan von Abercrombie & Forshaw; den Tokyo Plan von Kenzo Tange; Mesa City von Paolo Soleri, Chandigarh von Le Corbusier, Brasilia von Lucio Costa; Communitas von Percival & Paul Goodman und die City von Ludwig Hilberseimer. In allen findet er den Versuch stark ausgeprägt, der künstlichen Stadt die Struktur eines Baumes zu geben, sie in Stadt, Superblock, Hausgruppen, Haus, Hauptstraße, Sammelstraßen, Erschließungsstraßen und Wohnwege zu gliedern.

Diesen zum Scheitern verurteilten Versuchen stellt er die vielfältigen Überschneidungen der «natürlichen» Stadt gegenüber. Die Nachbarschaften haben den Rahmen der traditionellen Gesellschaft gesprengt; nicht mehr enge Freundeskreise stehen nebeneinander. Der Freundeskreis eines Städters erstreckt sich über die ganze Stadt, und seine Freunde sind mit Menschen befreundet, die ihm oft unbekannt sind.

Keineswegs decken sich die baulichen Grenzen eines Quartiers mit seinem Funktionsbereich. Der Einzugsbereich der Geschäfte ist oft größer, die Mitglieder der Jugendclubs wohnen weit gestreut, Schüler gehen in die benachbarten Schulhäuser und kommen aus benachbarten Quartieren. Eine Planung, die eine Stadt in räumliche Nachbarschaften zertrennt, muß notwendig alle die wichtigen Überschneidungen ignorieren und zerstören.

Die strikte Trennung von Fußgänger- und Autoverkehr führt zu Konflikten. In der City braucht der Fußgänger den Kontakt mit der Fahrstraße, um jederzeit ein Taxi zu finden, wenn er, schwer mit Waren beladen, danach Ausschau hält. Das Taxi braucht schnellen Verkehr, um an möglichst vielen potentiellen Kunden vorbeizufahren.

Ein anderes Konzept der CIAM und weiterer Theoretiker hat zur gänzlichen Abtrennung der «recreation» geführt. Die entstehenden eingezäunten Spielplätze sind nichts weiter als die bildliche Bestätigung dafür, daß «Spielen» als ein isoliertes Konzept in unseren Theorien besteht. Mit dem Wesen des Spielens hat das wenig zu tun. Kinder spielen mal hier, mal dort, mal in einem Abbruchhaus, mal auf einem Werkhof, mal am Fluß. Sie lernen im Spielen die Welt der Erwachsenen kennen. Aber «wenige Kinder mit Selbstachtung werden je auf einem Spielplatz spielen».

Ein ähnlicher Fall ist die Isolierung der Universitäten von dem Rest der Stadt (Communitas, Mesa City). In alten Universitätsstädten sind Lehr- und Stadtfunktionen eng verflochten, viele Einrichtungen werden von Städtern und Studenten gemeinsam benutzt. Die Universität stellt eine wesentliche und integrierte Bereicherung der Stadt dar. «Was aber ist der Grund dafür, eine Linie in die Stadt zu zeichnen, so daß alles innerhalb der Grenzen Universität ist und alles außerhalb Nicht-Universität? Es ist ein klares Konzept.»

«Die totale Trennung der 'Arbeit' vom 'Wohnen' begann mit Tony Garnier in seiner Industriestadt, wurde in die Charta von Athen (1929) aufgenommen, ist nun in jeder künstlichen Stadt zu finden und wird überall akzeptiert, wo Zonenpläne gemacht werden. Ist das ein gesundes Prinzip?»

Es ist einleuchtend, daß der Anblick der schmutzigen Stätten der Exploitation zu Beginn des Jahrhunderts dieses Prinzip nahelegte. Aber die Trennung zerstört eine für manchen lebenswichtige Überschneidung. Wer in der Großstadt einen kleinen Betrieb eröffnen will, der braucht billigen Raum, am besten in seinem Hof, und Kontakt mit großen Kunden und weiten Kundenkreisen. So beschreibt Jane Jacobs das Aufblühen einer Hinterhofindustrie in Brooklyn. «In Brooklyn geht das; in einer Stadt, die ein Baum ist, nicht.»

Alexander zeigt, daß die Methode, komplexe Probleme nach baumartigen Strukturen zu unterteilen, ein nützliches und wichtiges Lösungsverfahren ist. Vermutlich ist diese Methode die entscheidende und grundsätzliche des menschlichen Denkens. Und tatsächlich fällt es außerordentlich schwer, auch nur wenige gitterartige Problemverknüpfungen gedanklich zu umfassen. Er referiert Forschungsergebnisse, die zeigen, daß Versuchspersonen, mit Überlagerungsproblemen konfrontiert, immer versuchen, die für sie komplizierte Gitterstruktur aufzuspalten in die einfachere und leichter zu begreifende Baumstruktur.

So kommt er zu dem Ergebnis, daß der Versuch der Planer, das Schema ihrer Stadt als getrennte und hierarchisch geordnete Baumstruktur auszubilden, nicht einem bösen Willen entspringen oder der Meinung, Baumstrukturen ergäben einen größeren Nutzen für die Bewohner; sondern «das ist so, weil Planer (designers), beschränkt, wie sie sein müssen, um durch die Kapazität des Verstandes intuitiv erreichbare Strukturen zu formen, die Komplexität des offenen Gitters in einem Denkvorgang nicht erreichen können».

Alexander sieht sich noch außerstande, Pläne oder Skizzen einer Stadt, die ein offenes Gitter ist, zu zeigen, denn es genügt nicht, Überlagerungen zu demonstrieren. Da Überschneidungen noch keine Struktur ergeben – «auch eine Mülltonne ist voller Überlagerungen» –, müssen die richtigen Überlagerungen gefunden werden. Das können für uns nicht die der alten Städte sein. Wie sich die Beziehungen der Stadtfunktionen ändern, müssen sich ihre Überlagerungen verschieben. «Die Arbeit am Versuch, zu verstehen, welche Überschneidungen die moderne Stadt verlangt ..., wird fortgeführt. Bis das Werk vollendet ist, hat es keinen Sinn, sorglose Skizzen falsch ausgedachter Strukturen zu zeigen.»

Wichtig an Alexanders Aufsatz ist vor allem die Hervorhebung der Bedeutung komplexer Verflechtungen im Stadtorganismus und die Kennzeichnung der gefährlichen Aufspaltung des Funktionsgefüges. Gelungen ist auch der Nachweis, daß die Struktur des Erkenntnisprozesses des Einzelnen, schlägt sie sich in seinem Planungskonzept nieder, gefährliche Verzerrungen der geplanten Stadtstruktur erzeugen kann.

Die weitere Arbeit des Verfassers wird sicher auch noch Platz für die lebenswichtigen Baumstrukturen im Stadtgefüge schaffen. Wenn aber auch die Verfahren der Mengenlehre nur *eine* Möglichkeit der theoretischen Behandlung der lebenswichtigen Verflechtungen der Stadt sind, die ja immer mehr in das Blickfeld der Stadtforschung drängen, so gilt für uns doch die Mahnung Alexanders: «Wenn wir in der Form von Bäumen denken, geben wir die Menschlichkeit und den Reichtum der lebenden Stadt weg für eine Klarheit der Begriffe, die nur den Gestaltern (designers), Planern, Verwaltern und Bauträgern (developers) Nutzen bringt.»

Zur Konferenz «The Countryside in 1970» legte die Studiengruppe Professor Buchanans einen Bericht über «Traffic in the Countryside» vor, der im «*RIBA Jour-*

nal» (GB) vom Februar 1966 abgedruckt ist. Für das Referat sollte «die langfristige Entwicklung der Straßen und des Verkehrs in ländlichen Gegenden und ihr Einfluß auf das Land studiert werden».

Als erstes wird auf die zwei verschiedenen Arten des Straßenverkehrs, die auf dem Land immer wichtiger werden, hingewiesen. Einmal auf den Wirtschaftsverkehr, den «Lebenspuls der Nation», von dem nicht angenommen werden kann, daß er auf andere Verkehrsmittel, zum Beispiel auf Bahnen, Monorails und dergleichen, verlegt wird; vielmehr wird er an Bedeutung zunehmen, da der Straßenverkehr Vorteile bietet, die durch andere Mittel nicht gewährleistet sind.

Die Unterbringung dieses Verkehrs wird drastische Verbesserungen des existierenden Straßennetzes verlangen und damit gleichzeitig drastische Folgen für das Land haben. Wobei hier sowohl an das Land gedacht wird, wie der Städter es liebt und genießt, wie auch an das, welches der Bauer und Förster kultiviert. Dieser Verkehr sollte so weit als möglich in einem vergleichsweise beschränkten Straßennetz konzentriert werden, da durch den Ausbau der bestehenden Straßen unter Umgehung aller Ortschaften eine große Landzerstörung einsetzen würde. Die Arbeit an den Hauptverbindungen sollte mit großer Einfühlung und Schonung der Landschaft durchgeführt werden.

Eine Straße selbst kann als Bauwerk gut oder schlecht gestaltet sein und den Betrachter angenehm oder unangenehm berühren. Bei dem Ausmaß des erforderlichen Straßennetzes, das den Charakter der britischen Landschaft ernsthaft gefährdet, muß von den Verantwortlichen verlangt werden, daß zur Einpassung der Straßen und zur Schonung der Landschaft ein beträchtlich erhöhter Aufwand, auch finanzieller Art, aufgebracht wird.

Die zweite Art des Verkehrs, die das Land bedrängt, ist der anschwellende Freizeitverkehr. Hier entsteht die Gefahr, daß die Fahrzeuge, die den Besucher herbeibringen, die Landschaft zerstören, die ihre Besitzer genießen wollen. Der Druck auf die Landschaft wird in nächster Zukunft erheblich zunehmen.

Das Problem besteht darin, die Interessen der Land- und Forstwirtschaft mit den zwei verschiedenen Arten, in der die Benutzer die Landschaft genießen wollen, zu vereinbaren. Einige suchen die Abgeschiedenheit als Kontrast zum städtischen Leben; für sie ist das Fahrzeug das Mittel, den Ausgangspunkt zu einer Wanderung zu erreichen. Sie stellen die Minderheit dar. Eine größere Anzahl von Menschen aber sucht auch im Freien die Geselligkeit. Für sie bedeutet ein Tag auf dem Land eine Rundfahrt mit dem Wagen, einen Halt an einem schönen Ausblick, das Picknick im Freien oder das Essen in einem ländlichen Restaurant. Dabei wird das Zusammentreffen mit anderen ertragen, wenn nicht gar gewünscht.

Der Konflikt dieser geselligen Ausflügler mit den Liebhabern der Ruhe und mit der Landwirtschaft selbst entsteht durch das ständige Anwachsen ihrer Zahl und der damit verbundenen Verbreitung von Gefahr, Lärm, Luftverschmutzung usw. in der Landschaft.

Die Studiengruppe schlägt vor, dieses Problem an zwei Fronten aufzugreifen; einmal durch die Erziehung der Bevölkerung zum Genuß der Landschaft und zur verantwortlichen Haltung ihr gegenüber, zum anderen durch planerische Maßnahmen, um die zukünftige Invasion des Motorverkehrs zu kanalisieren.

Dazu sind exemplarisch einige Möglichkeiten aufgezeigt: Beschränkung der Wegenutzung, Fahrverbot in bestimmten Ortschaften, die Planung gut angelegter Parkplätze an strategischen Orten, die Bildung neuer Attraktionszentren, unter anderem zum Schutz anderer, kritischer Gebiete, und die Bereitstellung sanitärer und anderer Einrichtungen.

Dies sollte so diskret geschehen, daß nicht der Anschein einer Reglementierung erweckt wird (was aber natürlich im Grunde genau der Fall sein wird).

Im Laufe der Untersuchung wurde der Studiengruppe die Bedeutung der ländlichen Umwelt für das geistige und physische Wohlbefinden der Bevölkerung bewußt, wie auch die Stärke der Kräfte, die sich gegen «das Land» richten. Sie meint deshalb, die Situation sei so dringlich, daß die Zeit gekommen ist, eine übergeordnete Körperschaft mit großer Autorität zur Bewachung des Zustandes der physischen Umwelt zu bilden. «Andernfalls scheint das Risiko zu bestehen, daß alles, was wir schätzen, durch solche Übergriffe beschnitten und zerstört wird, ohne daß irgendeiner wirklich versteht, wie es dazu kam. Dieser Prozeß ist heute zu beobachten.»

«*The Architectural Forum*» (USA) berichtet im Dezember 1965 über den Fehlschlag eines amerikanischen Slum-Sanierungsversuches. Die Zeitschrift hatte im Jahre 1951 das Projekt «Pruitt-Igoe» in St. Louis als beispielhaften Versuch vorgestellt. 33 elfstöckige Wohnblöcke sollten «save not only people, but money».

Im Herbst 1965, kaum zehn Jahre nach der Fertigstellung, beschloß die Verwaltung, 7 Millionen Dollar zusätzlich aufzuwenden, um Pruitt-Igoe «zu retten».

Neben dem Freiraumkonzept, das 60 m Abstand zwischen den Bauten und einen «Freiraumfluß» zwischen ihnen versprach, beeindruckte seinerzeit vor allem der Vorschlag, daß die Aufzüge nur in jedem dritten Stock anhalten sollten. Durch die Einsparung konnten in diesem Erschließungsgeschoß großzügige Laubengänge (3,40 × 25 m) angelegt werden, von denen aus kleine Treppenhäuser die benachbarten Stockwerke zugänglich machen.

Diese Gänge sollten «vertikale Nachbarschaften» werden. Hier würden Kleinkinder spielen, während die Mütter in den ebenfalls hier gelegenen Waschküchen und Abstellräumen zu tun hätten. Sie sollten als offene Eingangshallen und sichere Sommerveranden vielfältiges soziales Leben ermöglichen.

Nach zehn Jahren Benutzung ergeben die Erfahrungen der Architekten, Verwalter und zu Hilfe gerufenen Soziologen ein trauriges Bild. Zwischen den Gebäuden dehnt sich ein abfallverdrecktes Brachland. In den Erdgeschoßhallen belästigen Halbstarke die Besucher und Bewohner. Die verschmutzten, selten anhaltenden Lifte schaffen günstige Gelegenheit für Überfälle und andere Verbrechen. Die Laubengänge werden von den Bewohnern «Spießrutengassen» genannt, durch die sie hindurch müssen, um zu ihren Wohnungen zu gelangen; sie müssen auch durch die kleinen Treppenhäuser, die, ihre Wände mit Obszönitäten beschmiert, eng und dunkel, Orte des Verbrechens geworden sind.

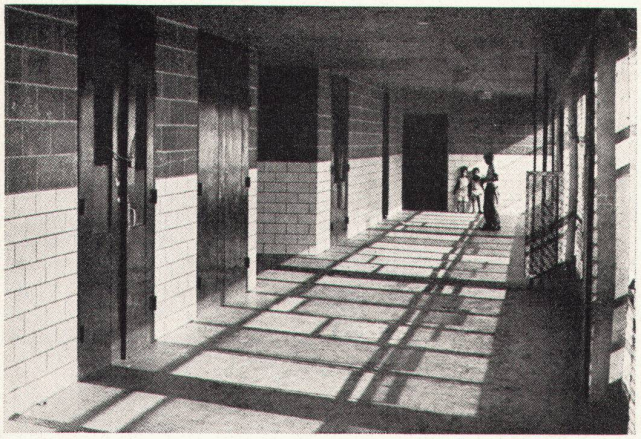
Die Laubengänge sind leer; ab und zu lärmen ein paar Kinder herum. Die Abstellräume sind verschlossen und leer; zu oft werden sie geplündert. Die Waschküchen, mit schweren Schlössern verrammelt, können nur so von den wenigen, die sie noch aufsuchen, ungestört benutzt werden.

Die Verwaltung glaubt, die «Siedlung» sei einfach zu groß; in 2800 Wohnungen leben 11000 Einwohner (12000 bei voller Besetzung). Allein die Größe mache alle Versuche, eine funktionierende Verwaltung aufzubauen, erfolglos.

Der Architekt bestätigt, die Größe sei nicht einwandfrei, er habe eine Mischung von «Garten-Appartments» und Wohnblocks mit einer Dichte von 75 E/ha vorgesehen. «Die PHA (Sozialwohnungsbau-Verwaltung) zwang uns nahezu die doppelte Dichte auf (140 E/ha) – das Beste, was wir da tun konnten, war, die Kleinhäuser fallenzulassen und mehr Miethäuser hinzuzufügen.» Den Sparmaßnahmen fiel auch die Grünflächengestaltung zum Opfer; Treppenhäuser und Laubengänge blieben ungestrichen; Schutzgitter in den Laubengängen und öffentliche WC in den Eingangshallen wurden weggelassen.

Der Pfarrer der Gemeinde stellte fest, es sei unsinnig, 2800 Wohnungen zu bauen

1



2

1
Die Wohnüberbauung Pruitt-Igoe in St. Louis. Architekten: Hellmuth, Yamasaki & Leinweber

2
Diese Laubengänge sollten der sozialen Begegnung dienen

Aus: The Architectural Forum, Dezember 1965

und keinerlei Dienste zu offerieren. Sportplätze, Grillöfen, Wasserspender und kleine geschützte Plätze, wo man sich treffen könnte, sind nicht vorhanden. Ein Gemeinschaftszentrum, vor einiger Zeit errichtet, bleibt leer, wohl wegen der strengen Benutzungsverordnung und der Tatsache, daß hier auch die Miete abgeliefert werden muß.

Von den Einwohnern erhalten mehr als die Hälfte Wohlfahrtsunterstützung. Da aber nach örtlichen Gesetzen Frauen für ihre Kinder nur Unterstützung erhalten, wenn der Vater nicht zu Hause ist, sind von den 10736 Einwohnern (98% von ihnen Farbige) nur 990 erwachsene Männer.

Pruitt-Igoe aber ist auch ein Etikett. Lange war es üblich, alle Verbrechen, die in der Gegend geschahen, als «Pruitt-Igoe»-Fälle zu bezeichnen, ein anderes Wort für «Neger»; obwohl die Verbrechensrate unterhalb der der umgebenden Slums liegt und weiterhin fällt.

Der Architekt sagt: «Ich hätte nie gedacht, daß Leute so zerstörerisch sind. Als Architekt weiß ich nichts zu sagen. Wir hätten den Auftrag zurückgeben sollen. Es ist eine Arbeit, von der ich wünsche, ich hätte sie nicht getan.» Ein Soziologe meint: «Es wäre zuviel verlangt, zu erwarten daß der architektonische Entwurf per se die menschlichen Probleme der Bewohner lösen oder auch nur ernsthaft mildern kann.» Ein Stadtplaner stellt fest: «Pruitt-Igoe ist ein Beispiel der nicht immer rationalen Mode der Freiflächen. Entscheidend ist, was damit geschieht ...»

Das 7-Millionen-$-Sanierungsprogramm soll nun dieser schrecklichen Ausgeburt der «Entmischung» neues Leben einhauchen. Zahlreiche bauliche Maßnahmen sind vorgesehen. Spielplätze verschiedener Art, Sitzplätze, Grillplätze, bepflanzte Picknickstellen werden angelegt. Eine «Fußgänger-Hauptstraße» mit markantem Eingang zum Projekt und zwei Cul-de-sac-Straßen werden hinzugefügt. Ein kleines Einkaufszentrum und kleine «Jedermann-Clubs» sollen hinzukommen.

In den Gebäuden werden die Laubengänge verkleinert, Waschküchen und Abstellräume werden ins Erdgeschoß verlegt und durch zusätzliche Wohnungen ersetzt. Heizungsrohre sollen isoliert, alles gestrichen und neue Beleuchtungsanlagen angebracht werden. Im Erdgeschoß jedes Gebäudes sollen Klein-Gemeinschaftszentren entstehen.

Doch diese Bautätigkeit wird heute als unwirksam angesehen, wenn es nicht gelingen sollte, die soziale Situation zu ändern. Alle sozialen Hilfsmaßnahmen sollen koordiniert werden. Als wichtigste Maßnahme aber wird der Versuch betrachtet, die Bewohner an allen Aktionen zu beteiligen, ihnen Stimmrecht zu geben, sie mitwirken zu lassen. Nur so glaubt man, verhindern zu können, daß die neuen Einrichtungen mehr sein können als «etwas Neues zum Zerstören».

«Diesmal aber gibt es keine glühenden Prophezeiungen – nur die Hoffnung und der Entschluß, die düsteren Realitäten von Pruitt-Igoes ersten zehn Jahren zu ändern.»

Pfromm

Bücher

Fred Fischer: Der Wohnraum
Herausgegeben vom Richard J. Neutra-Institut
76 Seiten mit 31 Abbildungen
Verlag für Architektur im Artemis-Verlag, Zürich 1965. Fr. 19.–

Eigentlich ist es erstaunlich, wie wenig systematische und wissenschaftliche Arbeiten gemacht wurden, um die Erkenntnisse der Psychoanalyse mit einer so elementaren Lebenstatsache wie dem Wohnraum in Verbindung zu bringen. Besonders erstaunlich ist das allgemeine Desinteressement so vieler Architekten an dieser Wissenschaft. Sie geben sich lieber mit subjektiven und fragwürdigen, modischen und ästhetischen Maximen ab, als sich um eine fundierte Grundlage des psychischen Seins in der Wohnung zu kümmern. Man kann das Werk von Dr. med. Fred Fischer als einen Vorstoß in Neuland, als Beginn einer eigentlich neuen Grundlagenforschung betrachten, geht es ihm, dem erfahrenen Psychoanalytiker, doch darum, in einer klaren und übersichtlichen Darstellung die wesentlichen Zusammenhänge sichtbar zu machen und für alle weiteren Erörterungen eine solide Grundlage zu geben. Er zieht sowohl die moderne Verhaltensforschung wie auch die Resultate und Ergebnisse der Reflexforschung in seine Untersuchung ein. Er schildert den Wohnraum als Entspannungsfeld mit Zonen verschiedener Bedeutung. Sowohl die Lage der Türen, der Fenster, die Bedeutung von Rechts und Links, Vorn und Hinten, Raumhöhe und Farben werden dem Zufälligen enthoben und in ihrer Wirkung auf den Bewohner dargestellt. Angst und Schutzbedürfnis, Aggressionstrieb und Libido sind auch beim zivilisierten Menschen unterschwellig genau so wirksam wie beim Tier, wenn er auch – und dies muß leider festgestellt werden – in weitem Maße den bewußten